Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag „des Jüdischen Echos": München, Herzog Maxstr. 4. — Redaktion: Norbert Weldler, München-Solln, Erikastraße 6.



Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum 25 Pf. — Bei Wiederholungen Rabatt. — Dieselbe für kleine Anzeigen 15 Pf. — Anzeigenannahme: Verlag „des Jüdischen Echos", München, Herzog Maxstraße 4. Fernsprecher: 8099. Postscheckkonto: München 3987.

23. April 1915 | München / 2. Jahrgang | Nummer 16

1915	Wochenkalender	(5675) תרעה	
	April	Ijar אייר	
Samstag	24	10	אחרי קדשים Gottesdienste: Morgens Haupsyn. 8 1/2 Herzog Rud.-Str. 7 1/2 Sabbath-Ausgang 7.59
Sonntag	25	11	
Montag	26	12	ת' שני
Dienstag	27	13	
Mittwoch	28	14	
Donnerstag	29	15	
Freitag	30	16	Sabbath-Eingang: Haupt-Synagoge 6 1/2 Herzog Rud.-Str. 7 1/4

Inhalt: **N. W.:** Wie der Burgfrieden in Oesterreich-Ungarn aussieht! — **Dr. Nathan Birnbaum:** Perez. — **J. Rehberg:** Wie sich J. L. Perez europäische Bildung aneignete. — Perez über die Kenntnis der hebräischen Sprache. — **J. L. Perez:** Ein Disput. — Literarisches Echo, Vereins-Echo, Anzeigen-Echo usw.

Wie der Burgfrieden in Österreich-Ungarn aussieht!

Es ist nicht zu vermeiden, daß die Zivilbevölkerung, die sich gezwungen sieht, in dem Gebiet der Kriegsoperationen zu bleiben, besonderer Unbill ausgesetzt ist. Man dürfte aber füglich meinen, daß die vor dem Feinde geflohenen Mitbürger auf das Verständnis derer rechnen könnten, die das Glück haben, weitab hinter dem schützenden Wall der Waffen vor dem drohenden Ansturm des Feindes bewahrt worden zu sein, die keine Sorge hatten, ihr Heim zu verlieren, in Lebensnot zu geraten oder bettelarm dem nicht beneidenswerten Lose zu verfallen, die öffentliche und private Wohltätigkeit in Anspruch nehmen zu müssen.

In Deutschland betrachtet man den Unterschied, wie die flüchtigen Ostpreußen aufgenommen wurden und wie Rußland seine jüdischen Landeskinder — das Wort ist Hohn — behandelt, wie es die Juden der Grenzgebiete zu Paaren zusammentreibt, eskortiert, mißhandelt, wie es im Dienst des Vaterlandes verwundete jüdische Soldaten den Wohnrechtsbeschränkungen unterwirft als Zeichen dafür, daß die kriegerische Auseinandersetzung mit Rußland mehr als politische Bedeutung hat, daß sie wahrhaft für die Menschheit ein entscheidender Kampf von Kultur gegen asiatische Barbarei sei.

Diese weit verbreitete Ansicht erweist sich als Irrtum, wenn man das Verhältnis der Nationalitäten in Oesterreich-Ungarn zu den einheimischen Juden beobachtet.

Es ist kein Wunder, daß die galizischen Juden, soweit sie noch krauchen konnten, vor den Kosackenhorden Reißaus nahmen, vor denselben Russen, die schon in Friedenszeiten die Todfeinde der Juden jenseits der Grenze sind, die bei ihren ersten Einbrüchen in Ostpreußen, also noch vor der Besetzung Galiziens gezeigt haben, daß ihre Kriegshorden jedes Völkerrecht verachten und, wie man heute weiß, über all den Juden, welche ihren Platz in Galizien nicht zu räumen vermochten, die Kriegsgeißel in unmenschlicher Weise schwingen. Wir glaubten, daß niemand, und sei es der größte Tor oder haßerfüllteste Antisemit, den galizischen Juden daraus einen Vorwurf machen würde, daß sie ihr nacktes Leben zu retten versuchten.

Und doch begegnen sie an ihren Zufluchtsstätten einer Behandlung, die so unvernünftig ist, so sehr absticht von der Art, wie in Deutschland der Burgfrieden gewahrt wird, daß uns Worte der Kritik dafür fehlen.

Darum ist es uns auch heute gar nicht zu tun. Es genügt für diesen Zeitpunkt vollkommen, wenn wir die Vorgänge als solche mitteilen, indem wir das vermerken, was der Stift des österreichischen Zensors durchläßt, also noch immer nicht zu den absonderlichsten Beispielen gehört.

Wir wollen nichts dazu sagen, daß die Organisation der Flüchtlingsfürsorge den Ansprüchen im Beginn nicht gewachsen war und dadurch die Leiden der Bedauernswerten nur vergrößerte. Wir wollen davon schweigen, daß die einheimische Bevölkerung in unhygienische Barackenlager zu-

sammengepfercht wurde, daß man sich um die religiösen Forderungen der Schützlinge nicht im geringsten bekümmerte. Das alles würde uns nicht so stark erregen, wenn wir nicht als Quelle vieler Maßnahmen eine unbegründete Feindseligkeit gegen Unschuldige annehmen müßten.

Die österreichischen Juden sehen sich schon im Frieden einem organisierten Antisemitismus auf christlich-sozialer und nationaler Basis gegenüber. Er ist nichts im Vergleich zu den Er-

JÜDISCHE ZEITUNG

NATIONAL-JÜDISCHES ORGAN

Mit Beilage: „DER JÜDISCHE NATIONALFONDS"

Erscheint wöchentlich. — Redaktion, Administration und Inseratenaufnahme: Wien, II., Zirkusgasse Nr. 33. — Sprechstunden täglich von 11–12 Uhr vormittags und 4–5 Uhr nachmittags. — Manuskripte werden nicht zurückgestellt. — Abonnementspreise: Für Oesterreich-Ungarn: Ganzjähr. K 10.—, halbjähr. K 5.—, vierteljähr. K [illegible] Für Deutschland: Ganzjähr. Mk. 10.—, halbjähr. Mk. 5.—, vierteljähr. Mk. 3.—. Für das übrige Ausland: Ganzjähr. Frcs. 15.—. Einzelexemplare 20 h. — Postsparkassenkonto 133.494. — Telephon [illegible]

Nr. 14. Wien, Freitag, den 9. April 1915. IX. Jahrgang.

Erlebnisse in jüdischen Kolonien.

Der Dichter Alfons Paquet, der im fernen und im nahen Orient Reisen unternommen hat, deren Schilderung seinen Namen weiten Kreisen vertraut gemacht hat, hielt am 24. März 1915 im Preußischen Abgeordnetenhaus den Schlußvortrag in einem Zyklus von Vorträgen, den das Kartell jüdischer Verbindungen zugunsten des Roten Halbmondes veranstaltete. Er sprach über „Erlebnisse in jüdischen Kolonien." Er knüpfte daran, daß heute, wo gleichsam die ganze Menschheit sich auf ein neues Zeitalter vorbereitet, auch die seit einigen Jahrzehnten an Palästina geknüpften jüdischen Erwartungen an Boden gewinnen, und daß auch ein großer Teil der Christenheit die Erscheinung des jüdischen Zionismus mit Erwartungen und tiefen Sympathien begleitet. Mit dichterisch-lebendiger Kraft schilderte er Palästina mit seinen Gegensätzen von erhabener und strenger Oede und üppiger Lieblichkeit, die hügelige Stadt Jerusalem mit ihren engen Gassen und den un-

scheinungen, die der Antisemitismus jetzt mitten im Kriege zeitigt. Und wenn die österreichischen Juden die Zustände der Oeffentlichkeit durch die Presse bekannt geben wollen, sich verteidigen gegen die maßlose Hetze der Antisemiten, verschließt ihnen der Zensor, statt unparteiisch die Angreifer zu maßregeln, den Mund. Die also in ihrer Ehre als Staatsbürger Gekränkten müssen schweigend dulden.

Deshalb sehen die jüdischen Zeitschriften in Oesterreich beinahe jede Woche so aus wie die obenstehende Reproduktion. Aber nicht nur auf einer Seite, sondern auf vielen. Mitten im Satz sind Artikel unterbrochen oder abgebrochen, bald bleibt von ihnen nur der Titel im Inhaltsverzeichnis stehen, bald ist überhaupt nichts mehr von dem ersichtlich, das keine Gnade vor den Augen des Zensors gefunden hatte.

Allerdings ist die eine oder andere jüdische Zeitschrift schon zahm geworden und läßt die früheren allen gemeinsamen weißen Felder vermissen. Allein dieser Zustand läßt erkennen, in welcher Lage sich die österreichischen Juden befinden, da ihnen Bevölkerung und Beamtenschaft ganz gleich gesinnt sind.

Allmählich beginnen sich auch die jüdischen Zeitschriften im Deutschen Reiche mit den Vorgängen in Oesterreich-Ungarn zu befassen, nicht nur in der Weise, daß sie bestimmte Fälle zitieren, sondern indem sie sie auch beleuchten. In der letzten Nummer des „Israelit" ist an leitender Stelle eine Zuschrift von „angesehener Seite" aus Oesterreich abgedruckt, die zeigt, welcher Unwillen und Groll sich bei den österreichischen Juden ansammelt — vor allem aber ihre gänzliche Rat- und Hilflosigkeit erkennen läßt: „Aus den Tiefen der antisemitisch verhetzten Volksseele in Wien und in ganz Oesterreich steigt das Gespenst gesteigerten Judenhasses . . . Es wird verleumdet, Anschuldigungen werden erdichtet, um abzulenken von wirklichen Verrätern . . . Man kann ruhig sagen — und dies haben Minister öffentlich bestätigt — die Juden Oesterreichs bewährten und bewähren sich glänzend, daheim und im Felde, wie nicht anders zu erwarten war . . . Sie wollen dafür keinen Lohn . . . Verdienen sie aber das Gegenteil? . . . Sollte da nicht ein kraftvolles „videant consules" aus dem Reiche zu uns herüberklingen? . . . Man muß selbst in der furchtbarsten Gegenwart das Auge für die Zukunft offen haben . . . Das Schicksal der Juden in Rußland, Polen und Galizien ist es, das diese Riesenaufgaben zu stellen beginnt. Geradezu niederdrückend ist der Gedanke, die Juden der Welt sähen dem Kommenden müßig zu. Bevor aber an das Große geschritten wird, muß das Kleinere geleistet werden . . . Es möge nicht vergessen werden, den Schutt des verblödenden Judenhasses auch in Oesterreich wegräumen zu helfen. Wir sind Genossen, willige Genossen der Leiden, wir wollen auch Genossen des Segens sein."

Die Opfer des Krieges als ungebetene Gäste zu betrachten, ist Ungarn vorbehalten. Es ist unglaublich, aber wahr: Ungarn, doch die *eine* Reichshälfte, will die galizianischen Juden, da sie Oesterreicher seien, nicht dulden und befördert sie im Einverständnis mit der cisleithanischen Regierung „per Schub", wie der Terminus lautet, nach Mähren und Böhmen, noch dazu just an den Pessachfeiertagen beginnend — damit das Freiheitsfest umso inniger empfunden werde. Die „Allgemeine Jüdische Zeitung" in Budapest bringt Schilderungen von der Behandlung der Flüchtlinge. Eine möge hier zur Kenntnis der Notlage dienen.

Massenverhaftungen

„In Furcht und Angst haben die in Budapest befindlichen galizischen Flüchtlinge die ersten Pessachtage verbracht. Am Tage vor den Ostern

wurden nämlich zahlreiche Flüchtlinge teils auf Marktplätzen, teils in den Straßen verhaftet. Als Vorwand dieses ungeheuerlichen Vorgehens diente die Verdächtigung, daß sie Lebensmittel zusammenkaufen, um dieselben wieder teurer zu verkaufen. In Wirklichkeit aber genügte der Ankauf von zwei Hennen oder zwei kleinen Fischen oder fünfzig Eiern, in manchen Fällen auch der Ankauf einer Weste oder eines Paar Schuhe, damit die Betreffenden zuerst ins Polizei-Gefangenhaus und dann ins Schubhaus abgeführt werden. Schließlich wurden aber die Leute auch ohne jeden Grund von Wachmännern auf der Straße angehalten und verhaftet. In der orthodoxen Synagoge spielte sich beim Abendgebet eine sehr tragische Szene ab. Nach Schluß des Gebetes erhob ein Flüchtling ein furchtbares Geschrei und rief, daß 36 Flüchtlinge im Schubhaus festgehalten werden, die gesamte jüdische Gemeinde dürfe nicht früher zum Seder gehen, ehe man die Enthaftung dieser Unschuldigen erwirkt habe. Seitens des Gemeinde-Vorstandes wurde hierauf erklärt, daß sowohl dieser, als auch der Präsident Frankl diesbezüglich interveniert haben, aber leider ohne Erfolg. Man hat daher diesen Armen Pessach-Nahrungsmittel, und zwar Mazzes, Fleisch und Wein geschickt.

Endlich wurden am Dienstag, den 30. März, 24 Personen aus der Haft entlassen, dafür aber wieder andere, die gewiß an diesem Tage (dem ersten Pessachtag) nichts gekauft hatten, verhaftet. Als dies allgemein bekannt wurde, bemächtigte sich der Flüchtlinge eine furchtbare Panik, sie wagten sich nicht auf die Straße, und nicht einmal zum Gebet. Soeben (2. April, Anmerkung der Redaktion) war bei uns ein Flüchtling, der bitterlich weinte und erzählte, er sei am Tage vor Pessach bloß deshalb verhaftet worden, weil er eine Frau auf der Straße fragte, ob sie ihm die zwei Hennen, die sie trug, verkaufen wollte. Erst über Intervention eines Advokaten und nach Deponierung einer Kaution von 800 K. wurde er aus der Haft entlassen. Er wird jedoch samt Familie nach Böhmen abgeschoben."

Die Flüchtlingsfürsorge in Oesterreich

erhellt aus einem krassen Falle, den die „Wiener Morgen-Ztg." mitteilt: „Ein Lemberger Hausbesitzer und Direktor einer Druckerei, Herr S. O., der zuerst in Prag als Flüchtling gelebt hatte, übersiedelte am 14. März mit seiner Familie nach Wien, wo er den Posten eines Setzers antrat. Einige Tage darauf erhielt er von der Polizei den mündlichen Befehl, sofort Wien zu verlassen, andernfalls man ihn zwangsweise in die Baracken nach Leibnitz schicken werde. Gegen diese Ausweisung, die vom Ministerium des Innern bestätigt wurde, hatt Herr S. O. Beschwerde beim Reichstribunal erhoben, da durch die Ausweisung die konstitutionellen Gesetze der Freizügigkeit aller Bürger verletzt worden seien. Denn die Verordnung gegen den Zuzug nach Wien beziehe sich n u r auf die Einwohner Galiziens und der Bukowina." Diese Beschwerde wird wohl das Reichstribunal zu einer prinzipiellen Entscheidung veranlassen.

Eine Verletzung der Staatsgrundgesetze

läßt sich, was uns schon seit Monaten bekannt ist, und die „Frankfurter Zeitung" am 18. d. M. urbi et orbi verkündet, das J u s t i z ministerium zu schulden kommen. Wir zitieren den k-Berichterstatter: „Es befinden sich unter den Flüchtlingen über tausend Advokaten, und von denen hatten sich vor einiger Zeit rund siebzig zur Eintragung in die Wiener Advokatenliste gemeldet . . . Die übergroße Zahl der Wiener Anwälte hat denn auch, als es zu Diskussionen über den Vorgang kam, die Eintragung durchaus befürwortet . . . Trotzdem erließ der Justizminister, gegen den Willen der Anwaltkammer, deren Glieder angeblich geschützt werden sollten, und gegen die klare Vorschrift des Staatsgrundgesetzes, kurzer Hand auf Grund des § 14 eine Verordnung, durch die er den Bezirk des Wiener Oberlandesgerichts gegen den Zuzug von Advokaten aus anderen Sprengeln sperrte. Die Verordnung ist formell ganz allgemein gehalten, tatsächlich aber richtet sie sich in der gegenwärtigen Situation lediglich gegen die galizischen Advokaten, und es ist auch gar nicht der Versuch gemacht worden, dies zu bestreiten. Hätte die Staatsverwaltung," so schließt der Berichterstatter, „die gleiche Maßregel für nötig befunden, wenn etwa Steiermark das Unglück gehabt hätte, von dem Feinde besetzt zu werden?"

Zu den Dokumenten des Burgfriedens

gehören auch gewisse — jetzt oft wiederkehrende — Sätze der anständigen Presse, die dartun, daß dem Zensor recht schön getan werden muß, will man erreichen, sich gegen die unglaubliche Haltung der antisemitischen Meute zur Wehr setzen zu dürfen. Diese neueste Methode, die Parteilichkeit der Zensur zu mildern, ist geradezu ergötzlich, wie eine Wendung aus der „Wiener Sonn- und Montagszeitung" zeigt: „Im Vertrauen darauf, daß die Zensur ebensowohl aus Billigkeitsgründen als auch mit Rücksicht auf das Staatsinteresse gestattet, das Treiben gegen den Burgfrieden ohne Rücksicht auf Person und Art dem Urteile der breiten Oeffentlichkeit vorzulegen, geben wir nachstehend ein Schreiben wieder usw."

Wie die antisemitische Presse hetzen darf

soll an einem „harmlosen" Beispiele gezeigt werden. Im Morgenblatt der „Reichspost" vom 7. April findet sich folgende Notiz: Schützengrabenhumor. Aus K. . . in Polen schreibt man uns folgende Schilderung, die dort die Runde macht: Frau Pineles trifft ihre Bekannte, Frau Kohn, und fragt: „Was gibt's Neues, Frau Kohn?" — „Mein Sohn ist assentiert (ausgehoben) worden, leider!" entgegnete Frau Kohn. „In welche Kanzlei kommt er?" fragt Frau Pineles teilnahmsvoll.

Etwas kräftiger ist schon das folgende in der „St. Pöltener Zeitung" unbeanstandet gebliebene „Gedicht":

Moises allüberall

Auch bei uns in Polenland
Ist der Jude wohlbekannt.
Ueberall, wohin man geht,
Gewiß auch schon der Itzig steht.
Beim primitivsten Warenhaus
Die krumme Nase schaut heraus
Und unter eine Krone
Bekommt man nichts vom Moritzsohne
Als Läuse — diese Zuwaggaben
Kann man vom Mauschel gratis haben.
Tee mit Zucker ohne Rum,
Das hat er alles in Konsum.
For Ganserl, Speck und Eierspeise
Hat festgesetzt er „höchste Preise".
Er handelt, schachert jederzeit
Jetzt und in alle Ewigkeit,
Versorgt den Christ auf jede Weis,
Versteht sich — nur zum Judenpreis.

Was sich eine Behörde leistet

ist einem „amtlichen" Communiqué, abgedruckt am Charsamstag in der „Grazer Tagespost", zu entnehmen: „In der letzten Zeit wurde die Wahrnehmung gemacht, daß eine neuerliche Steigerung der Eierpreise eingetreten ist. . . Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Preissteigerung auf größere Aufkäufe zu spekulativen Zwecken und betrügerisches Vorgehen gewissenloser Elemente zurückzuführen ist. Namentlich galizische Flüchtlinge jüdischen Bekenntnisses sollen (!) den Landleuten Geflügel unter allerlei Vorspiegelungen abkaufen . ." Zu solchen Verdächtigungen entschließt sich ein Amt.

Im Volk spukt das Ritualmordmärchen

In Olmütz wurde ein Flüchtling, Herr Perlmann, unter dem Verdacht, ein Dienstmädchen umgebracht zu haben, verhaftet. Doch konnte man es bald frisch und munter wieder auffinden. „Seine Anhaltung", schreibt das „Mährische Tagblatt", „war nur erfolgt, um einer Kollusionsgefahr vorzubeugen."

Diese wenigen Proben mögen genügen. Es ist widersinnig, wenn die Judenheit in Deutschland nach den bisherigen Meldungen annimmt, daß nur bei unsern Feinden der Antisemitismus im Schwange sei, nein, der eigene Bundesgenosse züchtet ihn heute in Reinkultur. Wie werden sich darob die Russen und ihre Verbündeten freuen! N. W.

PEREZ

Von Dr. Nathan Birnbaum.

Gewiß ist nur der ein Künstler, der etwas schaffen kann. Aber das Künstlertum reicht doch viel weiter zurück, es entscheidet sich schon im Schauen. Wer gar nicht schauen kann, so wie ein Künstler schauen soll, wird auch nicht schaffen. Wer nur schwach und wenig schaut, wird nur Schwaches schaffen. Wessen Schauen stark und reich ist, der gibt, wenn nicht anders durch einen grausamen Zufall seine darstellenden Möglichkeiten verkrüppelt sind, der Welt die starken und die großen Werke.

Alles Schauen kommt aus der Ewigkeit, betätigt sich jedoch in der Endlichkeit, als ins Räumliche gewendete Anschauung und ins Zeitliche gewendete Ausschau. Und zwar sind diese beiden Elemente in allen Schauenden vorhanden, aber in jedem Einzelnen in besonderen Dosierungsverhältnissen. Im ganzen und großen gibt es Schauende, in denen das Anschauungs-, und andere, in denen das Anschauvermögen überwiegt. Dem jüdischen Genius entspricht mehr die zweite Kategorie, daher gehören jüdische Schauende meist zu ihr. Und je größer ein jüdischer Schauender ist, desto vollkommener und gewaltiger bringt er sie zum Ausdruck.

Aus dem Wesen ihrer Kategorie erklärt sich auch die Art, wie sich die Persönlichkeit und die Begabung der jüdischen Schauenden offenbart, und zwar wieder umso ausgesprochener und deutlicher, je größer Persönlichkeit und Begabung sind: Im Anfang ein ungeschicktes, unbeholfenes Tasten aus einer Wolke von Vergangenheit und Gegenwart heraus, eine naive Bemühtheit, mit dem anschauenden Teile seines Könnens etwas zu leisten und eine vollkommene Ahnungslosigkeit gegenüber dem reichen, aber noch nicht entdeckten Schatze an Ausschaukraft. Ein „heimlicher Kaiser", aber einer, der selbst nicht um das Geheimnis weiß und sich freut, ein Duodezfürstlein zu sein. Aber es kommt die Zeit und aus den dunklen verschleierten Tiefen taucht wie plötzlich ein Strahl auf, zuerst wie ein Faden so dünn, dann immer stärker und stärker werdend, bis er mit Sonnenmacht hervorbricht. Die Persönlichkeit und ihr Werk in gleißende Helle taucht, so daß sie sich selbst erkennt, und von aller Welt erkannt wird. Bis kein Zweifel mehr ist, daß dem Volk ein großes Glück widerfuhr, daß ihm aus seiner Mitte wieder ein Mann erstand, dem der Weg aus dumpfen, wolkenüberbrüteten Erdentreiben in jene Höhen vorgezeichnet ward, allwo die große Ausschau ist. Und wieder gilt: Je größer eine Persönlichkeit und ihre Begabung, desto vollkommener und gewaltiger die Offenbarung. Ein Beispiel ist — Perez.

Jizchok Lejb Perez, — am Lag-Bojmar 5611 (25. Mai 1851) als Sohn dem Mittelstande angehöriger Eltern in Zamosc in Polen geboren — genoß eine altjüdische Erziehung in bestem Sinne des Wortes und las später eifrig modern-hebräische und deutsche Literatur. Im Jahre 1876 wagte er sich zum erstenmal mit hebräischen Gedichten an die Oeffentlichkeit, die aber keinen Eindruck hinterließen. 1886 kam er wieder mit hebräischen Skizzen und einer hebräischen Dichtung heraus und fand schon mehr Beachtung. Ein gewisses Aufsehen aber erregte er erst mit einem größeren jiddischen Gedichte „Munisch", das 1888 in der von dem Humoristen Schulem Alejchem herausgegebenen „Jüdischen Volksbibliothek" erschien. Den Erfolg hatte er wohl hauptsächlich dem Spotte zu verdanken, mit dem er die antierotische Erziehungsweise der altgläubigen jüdischen Bevölkerung bedachte, und dem kurzweiligen Roman des Helden, des jungen, hoffnungsvollen Talmudisten Munisch, mit irgend einer Marie. Das war nämlich Wasser auf die Mühle der europagierigen ostjüdischen „Maskilim". Wie ja überhaupt Perez in jener ganzen ersten Periode seines Schaffens nur durch die eigenartige Gemütsinnigkeit, mit der er selbst an allen den von ihm in den Grund disputierten Dingen haftete, über die „Haskolo" hinausging. Leitete er ja noch im Jahre 1890 den ersten Band der von ihm und seinem Freunde Dienesohn herausgegebenen „Jüdischen Bibiothek" mit einem Artikel „Bildung" ein, in dem folgende bezeichnende Stelle vorkommt: „Wir wollen das Volk bilden, aus Dummköpfen kluge Leute, aus Fanatikern gebildete Menschen, aus Müßiggängern Arbeiter, nützliche, ordentliche Menschen machen, die für sich arbeiten und damit auch der Allgemeinheit Vorteile bringen." Mit primitiveren Mitteln, um kein härteres Wort zu sagen, kann man wahrlich nicht an das Lebens- und Geistesproblem eines uralten Volkes mit einer uralten und ureigenen differenzierten Kultur herantreten. Perez hatte eben damals noch keine Ahnung von dem Geschichtsorganismus eines Volkes überhaupt und dem Israels insbesondere, hatte noch keine Ahnung von sich selbst, von der ausschauenden Kraft, die in ihm ruhte.

Aber langsam und allmählich kam es über ihn und aus ihm heraus: Heiß und lang war der Kampf zwischen der harten, aufklärerischen Diktatorkruste und den Innigkeiten seines Wesens,

die durchbrechen wollten, um die Majestät des Volkes zu schauen. Das erste Kompromiß dieses Kampfes war in der Methode der Realismus und in der Sache die dichterische Verliebheit in das arme, darbende, unter Entbehrungen und Kleinlichkeiten doch so rührende Volk. Und es ist nur begreiflich, daß diese Verliebtheit oft und immer öfter die realistische Form druchbrach und ihn über die soziale Kleinmalerei hinaus zu erschauenden Gemälden von Menschen- und Volksseelen führte. Zu Gemälden von einer unübertrefflichen Geschlossenheit der Komposition und ihrem Sinne nach phantastischem Zuge bis hart an die Grenzen der Unendlichkeit reichend. Kein Wunder, daß je weiter eine solche Schöpfung auf der angedeuteten Linie war, ihre Wirkung auf das Volk desto stärker wurde. Darum ist ja z. B. die seltsame Geschichte von „Bonze Schweig" ein Volkskleinod geworden, das nie vergessen werden wird, solange jüdische Herzen schlagen werden.

Aber die Berufung Perez' war auch damit nicht erschöpft. Der Kampf zwischen Erde und Himmel mußte zu Ende gefochten werden. Sein wunderbares „Wenn nicht noch höher" mußte an ihm selber zur Wahrheit werden. Es mußte die Zeit kommen, da ihm die Schuppen ganz von den Augen fielen und das Volk vor ihm dastand, nicht mehr ein zufälliges Menschenaggregat, mit dessen einzelnen Bestandteilen man manchmal Mitleid hat, oder an deren Freude man sich manchmal mitfreut, sondern als ein großes Wesen zwischen Natur- und Weltgeschichte, mit einem eigenen Walten, das irgendwoher aus der Ewigkeit kommt, und irgendwohin in die Endlichkeit eingeht, als ein einzigartiges Gotteskunstwerk. Da ihn die Forderung packte, daß dieses Volkes Sein nicht mehr sinnlos zersplittert sein dürfe, da ihm die Sehnsucht nach Vollisrael, nach dem unzersplitterten, unzerweichten, unzermürbten, nach dem ganzen Juden keine Ruhe mehr ließ, bis sie, ihn ausfüllend, sein Schaffen fast ausschließlich bestimmte.

Und so entstanden seine chassidischen Geschichten. Alles was in der werdenden chassidischen Bewegung, aber auch in ihren Ausläufern an Seelengröße der Einzigen und der Massen, an organisierender Kraft, an religiöser Fruchtbarkeit und Aktivität — diese zwei, die vornehmsten Tugenden des Chassidismus — zu finden war, verdichtete er zu einem Gesamtbilde von einer plastischen Macht ohnegleichen. Seine Gestaltungsglut schuf den großen chassidischen Rabbi in „Di goldene Keit", der einen neuen Typus der Juden, eine Art Ueberjuden, den „sabbatlichen", den „feiertägigen", den Juden „mit der Ueberseele" („neschomo jessejro") haben, der am Sabbatausgang nicht Hawdole machen wollte, damit der Sabbat nicht aufhört; schuf den sanften, leuchtenden Rabbi, der am Simchas-Thorafeste vom Balkon aus mit einem Sange seine Juden den Weg zu Gott führt; und gab ihm eine zweite Vollgestalt, einen zweiten Ueberjuden zum Widerpart, den großen antichassidischen Rabbi, den ehernen, den harten, den unpersönlichen Anwalt Gottes in seinem Volke.

Mit den chassidischen Geschichten tief verwandt sind die volkstümlichen Geschichten, in denen der Schwerpunkt vom Einzigen und seiner Tat in das Milieu verlegt wird, aus dem der Einzige hervorgeht und seine Kraft zieht. In tausend Quellen fließt aus allen diesen Legenden die sehnende, die bildende, die bildnernde Seele des Volkes dem Leser zu, und eine Ahnung, nein mehr, ein Wissen, überkommt ihn, um die große Einheit, die alle diese Quellen speist, und vielleicht auch, wenn er feinfühlig ist, eine tiefe innige Ueberzeugung, daß wir wieder am Vorabend sind, daß morgen der Sabbath ist, an dem sich der in den Tiefen flutende Geist des Volkes zu neuer Tat kristallisieren, zu einem mächtigen Dome wölben wird.

Und darum irren auch alle die Leute, die da Perez' letzte und größte Phase als Romantik erklären zu können glauben: Der alte Fehler aller, die sich weise dünken, wenn sie das Ausnahmsvolk Israel unter einen Hut mit allen anderen gebracht haben. Romantik . . nein! Und noch weniger natürlich ein zufälliger Griff in ein neues Stoffgebiet. Nein! Nicht Romantik, nicht Stoffglück, sondern Ausschau, Ausschau in die Ewigkeit und ihre wichtigste Endlichkeitsprojektion, in die Zukunft. Nichts lag Perez ferner, als Festlegung auf die Vergangenheit und Abhängigkeit von Zufall. Das widersprach schon seiner ganzen Persönlichkeit. Nie werde ich, glaube ich, ein Gespräch vergessen, das ich mit Perez in dessen Hause führte und das bei gemeinsamen Ausgehem im Stiegenhause seinen Abschluß fand. Es war eine Weltausschau, die sich vor meinen staunenden und, warum soll ich es verhehlen, auch zustimmenden Blicken eröffnete. Aber mir fehlte noch das letzte Wort, der Entschluß zur letzten Konsequenz, zumindest im Theoretischen. Und auf der Treppe stehen bleibend, stellte ich noch in zweifelndem Lauern die entscheidende Frage an ihn. Da blieb auch er stehen und warf mir mit dem jubelnden Mute, den nur die großen Sieger und Selbstbesieger haben, den letzten Fetzen seiner einstigen Haskolo-Fahne vor die Füße.

Nach dem Gesagten erübrigt sich fast, zu erwähnen — so zwingend folgt es daraus —, daß Perez über die reichsten Mittel verfügte, um seine Bilderwelten aufzubauen. Vor allem, was das Sprachliche betrifft. Er verstand es, aus seinem Jiddisch die alte gott- und glanzerfüllte Kultur des jüdischen Volkes prunken und schimmern zu lassen, ohne ihm den Reiz seiner Jugend, Volkstümlichkeit und Lebensunmittelbarkeit zu nehmen. Er wußte es Natur und Poesie zugleich atmen zu lassen. Er ließ die Sätze wie Kaskaden stürzen, wie Bäche rieseln, wie Seide knistern, und wie Blöcke plumpsen: je nachdem es die jüdische Seele verlangte.

Nebensächlich, daß Perez wenig Lyriker und Dramatiker nicht im angenommenen Sinne war. Nebensächlich, daß er seine Hauptform in der Erzählung fand. Nebensächlich, daß sich die Stimmung in seinen Erzählungen und Dramen wie ein feiner Duft aus unbekannten, aber sicheren Welten um die Fabel der Dichtung wob. Nebensächlich alle diese Feststellungen im Einzelnen. Denn alles dies verschwindet dagegen, daß er der einzige Dichter unserer Zeit war, dem das jüdische Volk in seinem innersten Zusammenhange vor Augen stand, der einzige dichterische Weltenbauer Israels.

Und alle Trauer um ihn gipfelt in der größten Klage, daß uns in dem Vierundsechzigjährigen ein Junger starb, ein junger Baumeister, der mit seinen Werken noch immer höher und höher gewachsen wäre. Daß sich mitten in seinem neuen Jünglingsschauen seine Augen schließen mußten . . .

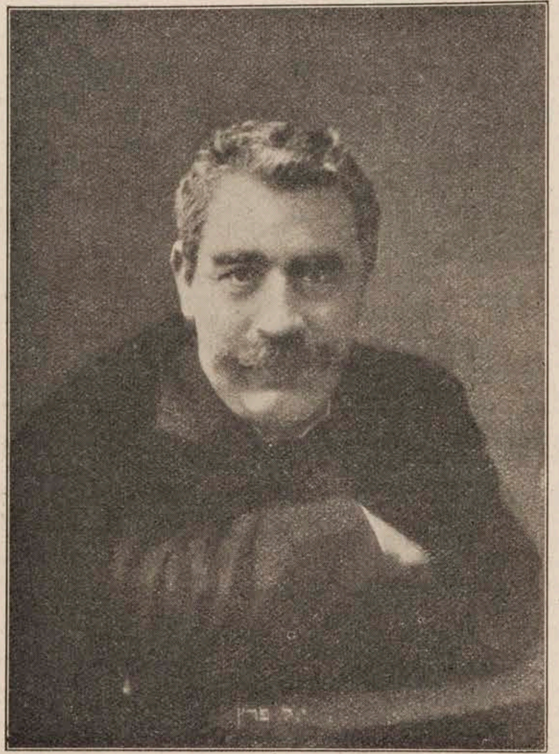
Wie sich J. L. Perez europäische Bildung aneignete

Von J. Rehberg.

In Samoschz lebte ein Mann namens Michel „Feldscher". Er war ein geachteter, aber armer Mann und ernährte sich kümmerlich. Da gewann er durch ein Los eine bedeutende Summe und wurde so über Nacht zum Reichen. Nun kaufte er sich ein großes, schönes Haus am Hauptplatze der Stadt und eröffnete einen großen Bücherladen mit Büchern in vielen Sprachen. Außerhalb der Stadtmauer aber erwarb er eine niedliche Villa zum Sommeraufenthalt. So lebte er ein Leben voll Reichtum und Bequemlichkeit.

Doch es währte nicht lange und mit dem Manne, der so plötzlich emporgekommen war, begann es nach und nach bergab zu gehen. Der Buchhandel trug nichts ein und auch seine übrigen Unternehmungen schlugen fehl. Schließlich war er gezwungen, sein großes Haus und seinen Laden zu vermieten. Die vielen Bücher wurden in einem Dachstübchen, das ihm der jetzige Bewohner des Hauses überließ, aufgehäuft. Lange Jahre lagen nun die Bücherstöße unbenützt hinter Schloß und Riegel. Der alte Michael aber zog sich auf sein Landhaus vor der Stadt zurück und vergrub sich dort in das Studium der Kabbala.

Eines Tages spazierte der junge Perez mit einem Kameraden in der Umgebung der Stadt und kam auch beim Hause des Alten vorbei, der gerade bei seinen Folianten saß.



J. L. PEREZ
1851—1915

„Komm her, mein Sohn," rief der Gelehrte dem Knaben durchs Fenster zu. Perez näherte sich.

„Du bist doch ein kluger Junge," sagte der Greis zu ihm. „Sag', verstehst du diese Stelle hier?"

Der Knabe sah ins Buch und gab die Erklärung. Auch auf andere Fragen gab er kluge, treffende Antworten.

„Fürwahr, du bist ein aufgeweckter Bursch," sprach endlich der Alte mit väterlichem Wohlwollen. „Ich will dir etwas geben, was dir Freude machen wird."

Er erhob sich und ging ins anstoßende Zimmer. Nach wenigen Augenblicken brachte er einen großen, verrosteten Schlüssel und sprach:

„Nimm diesen Schlüssel. Er gehört zum Dachstübchen in meinem Hause drin in der Stadt. Geh hin und öffne es. Da wirst du finden, wonach dein Herz begehrt."

Der Knabe säumte nicht, zu tun, wie ihn der greise Feldscher geheißen hatte. Mit einer wahren Leidenschaft warf er sich auf die vielen verschiedenen Bücher und las. Mit brennender Wißbegierde durchstöberte er den ganzen Bücherschatz, ohne Ordnung, ohne Reihenfolge — nur lesen und lesen. Und eine neue Welt enthüllte sich der zarten, großen Seele des „klugen Jungen". Und diese Welt zog das Herz des Knaben mit Zauberbanden an sich.

Auf einem so merkwürdigen Wege erwarb Perez sein Wissen. Aus einem Lehrbuche der Physik lernte er die deutsche Sprache. Dann lernte er die Gedichte Heines auswendig, las Shelley, später auch Hauptmann. Ferner lernte er Polnisch und Russisch und beschäftigte sich eifrig mit Philosophie und den Wissenschaften.

Perez, der jüd. Volksdichter, über die Kenntnis der hebräischen Sprache

(Aus einem Artikel „Bildung".)

„Wir wollen, daß das gesamte Volk Hebräisch kann, damit es die Bibel nicht vergißt; die Bibel ist die Quintessenz unserer Nationalität und unserer Ethik . . .

Das Hebräische hat aber für uns noch einen anderen Wert.

Das Individuum ist kein freier, einzelner Punkt auf der Welt; es ist eine Masche im Netze seiner Generation, es ist gleichzeitig ein Glied der Kette, welche sich von Beginn der Geschichte bis zum jüngsten Tage erstreckt.

Sobald die Juden aller Länder die hebräische Sprache verstehen, so ist diese das Band, welches die einzelnen Menschen zusammenhält.

Die hebräische Sprache hält auch die Ringe der Entwicklungskette zusammen, sie verbindet uns mit Moses, den Propheten, der Mischnah und Gemarah, mit all unseren großen Sternen, welche auf unserem Himmel geleuchtet haben.

Die hebräische Sprache verbindet uns mit denen, welche die Pyramiden bauten, mit denen, welche ihr Blut auf Zions Mauern vergossen, und auch mit denen, welche auf brennendem Scheiterhaufen „Schema Jissroel" schrieen.

Die hebräische Sprache vergessen heißt die Thora, die Propheten, die Geschichte vergessen, heißt wie ein Zweig vom Baume gerissen werden, um eine kurze Zeit zu modern und dann zu verschwinden."

Ein Disput

Von J. L. Perez.

Das ist ein warmer, echter Jomtow-Tag, da gehen Reb Schachne — ein hochgewachsener dürrer Jude, ein letzter Abkömmling der alten Kotzker — und Reb Serach, auch ein dürrer, aber nie-

drig gewachsener Jude, ein Spätling der alten Belser, unter der Stadt spazieren. In ihren jungen Jahren waren sie einander feind, todfeind. Reb Schachne kommandierte die Kotzker gegen die Belser und Reb Serach — die Belser gegen die Kotzker! Heute, in ihrem Alter, da die Kotzker „nicht mehr das sind, was einmal" und auch die Belser ihr Feuer verloren haben, haben sie beide ihre Parteien verlassen, sind heraus aus dem Stübchen, wo schwächere Chassidim, aber jüngere und stärkere Menschen die Führung übernommen haben. Im Bes-Hamidrasch, zur Winterszeit, beim warmen Ofen, haben sie Frieden geschlossen. Und jetzt, in den Halbfeiertagen von Pessach, am ersten schönen Tage, gehen sie beide spazieren.

Die Sonne scheint am weiten blauen Himmel, aus der Erde springen die jungen Gräschen, man sieht förmlich, wie bei jedem Gräslein ein Engel steht und darauf schlägt: „Wachse, wachse!" Vögelscharen schweben umher und suchen ihre vorjährigen Nester — und Reb Schachne beginnt zu Reb Serach:

„Kotzker, verstehst du — echte Kotzker, mein' ich — von den heutigen kann man nicht sprechen — aber echte alte Kotzker halten gar nicht so viel von der Hagadah — —"

„Mehr von den Knödelchen," lächelt Reb Serach.

„Ueber die Knödel," antwortet Reb Schachne ernst, „lach' nicht! Weißt du das Geheimnis des Ausspruches: Du sollst den Knecht nicht an seinen Herr ausliefern?"

„Mir," sagt der Belser mit stolzer Bescheidenheit, „genügt es, die Andachtsübungen des Betens zu kennen."

Reb Schachne macht sich nichts hören und fährt fort:

„Der Wortsinn ist doch gewiß einfach. Wenn ein Knecht, ein Diener, ein Bauer davonläuft, darf man ihn — nach der Thora — nicht fangen, nicht binden und nicht dem Herrn wieder ausliefern. Gewiß! Wenn ein Mensch schon entlaufen muß, kann er's doch nicht aushalten — das gilt schon als Lebensgefahr! Aber die geheimnisvolle Erklärung[1]) ist auch ganz einfach. Der Körper ist als der Diener gemeint — er ist der Knecht der Seele. Der Körper ist der Begehrende; er sieht in einem Schweinebraten, lockende Genüsse — weiß ich was alles — will er aus der Haut fahren — sagt aber die Seele: „Nein!" muß er schweigen. Will aber umgekehrt die Seele ein Gebot erfüllen — muß der Körper folgen, mag er müde sein, zerschlagen — müssen die Hände arbeiten, die Füße laufen, der Mund sprechen — — Warum? Der Herr, die Seele, befiehlt. Und darum heißt es: Du sollst nicht ausliefern! Den Körper der Seele einfach preisgeben, soll man auch nicht. Die feurige Seele würde ihn sonst verbrennen, in Asche verwandeln. Und hätte der Weltschöpfer Seelen ohne Körper gewollt, dann hätt' er doch keine Welt geschaffen! Und darum hat der Körper auch seine Rechte . . . „Wer zu viel fastet, wird ein Sünder genannt." Der Körper muß sich ernähren. Wer fahren will, muß das Pferd füttern. Weiter: Kommt ein Feiertag, ein Tag der Muße — freu' dich auch! Mach' dein Schlückchen Branntwein, Körper, freu dich auch! Die Seele hat Genuß und der Körper auch — die Seele am Segenspruch, der Körper — am Trunk. Pessach kommt, unser Befreiungsfest — komme auch, Körper, nimm deinen Knödel! Und er wird wirklich dadurch gehoben, erhöht! Er kommt dadurch zur Freude an der Gotteserfüllung! — Ueber die Knödelchen, Bruder, lach' nicht!"

Reb Serach gesteht, daß die Sache in die Tiefe geht und sich hören läßt. Er aber darf Geweihtes überhaupt nicht essen.

„So hast du Genuß an den Mazzos."

„Wer hat Mazzos, sich daran zu sättigen?" lächelt Reb Serach. „Und wenn schon, wo nimmt man die Zähne dazu?"

„Und wie erfüllst du denn das Gebot: „Du sollst dich an deinen Festen freuen" in bezug auf den Körper?"

„Weiß ich's? Vielleicht schmeckt ihm Rosinenwein — ist's fertig. Ich selber hab' einen mächtigen Genuß an der Hagadah. Ich sitz' und sag', zähl' und verdopple sie und wiederhole sie wieder —"

„Grob!"

„Grob? Für so viel Leiden und harte Qualen? — Für so lange Zeit Verbannung der Schechinah?[2]) — Ich meine, man sollt' einen Brauch einführen, daß man siebenmal die Plagen aufzählt, siebenmal „Gieße deinen Grimm aus!" Das Wichtigste, die Plagen, ich erquicke mich an ihnen. Ich wollt' bei den Plagen auch noch die Tür öffnen . . .[3]) Sollen sie 's hören? Was hab' ich Furcht? — Versteh'n sie denn Hebräisch?"

Reb Schachne schweigt eine Weile, dann beginnt er eine Geschichte:

„Hörst du, bei uns hat sich einmal folgendes ereignet. Ich will nicht übertreiben, es war etwa im zehnten Haus vom Rabbi gesegneten Andenkens, da wohnte ein Fleischhauer. Ich will keine Sünde sprechen — er ist schon in der Welt der Wahrheit — ein grober Fleischhauer, ein Fleischhauer in höchster Potenz! Einen Nacken wie ein Stier, Augenbrauen wie Borsten und Hände wie Baumklötze! Und erst die Stimme! Wenn er redete, konnte man meinen, es donnert von ferne, Militär schießt. — Ich glaube — er ist ein Belser Chossid gewesen."

„Nu, nu . . ." murmelt Reb Serach.

„Bei meinem Leben," antwortet Reb Schachne kaltblütig. „Er pflegte mit seltsam milden Gebärden zu beten, mit allerlei Oberstimmen und Unterstimmen. Manchmal mochte man glauben, es kämpfe da Feuer und Wasser."

„Verzeihung, Verzeihung."

„Jetzt stell' dir erst das Lärmen vor, wenn so ein Junge sich zur Hagadah setzt! . . . Jedes Wort hört man in des Rabbi Stube! Gewiß — ein Fleischhauer, setzt er sich dazu wie ein Fleischhauer! Lacht man rings um den Tisch. Nur der Rabbi hat kaum mit den Lippen gezuckt. Man sieht doch deutlich, wenn er lächelt . . . Später aber, als der seltsame Patron die Plagen aufzuzählen begann, als sie ihm aus dem Munde flogen wie die Kugeln, als er dabei noch den Tisch wie mit einem Hammer bearbeitet, als man das Klingen der Becher hörte — da ist der Rabbi gesegneten Andenkens in Wehmut und Trübnis versunken . . ."

„In Trübnis — am Festtag — am Pessach? — Was sprichst du?"

---

[1]) Die Chassidim unterscheiden wie schon manche Talmudisten und übrigens viele ähnliche Mystiker anderer Völker einen wörtlich-symbolischen Sinn des Schriftwortes.

[2]) Viele Juden haben die Vorstellung, daß mit der Zerstreuung des jüdischen Volkes auch die Schechinah, das ist die göttliche Herrlichkeit, mit ins Exil gegangen sei.

[3]) Beim Gebete der Hagadah: „Gieße deinen Grimm aus" wird bekanntlich die Türe geöffnet.

„Man hat ihn auch wirklich darum gefragt."

„Und was hat er geantwortet?"

„Der Weltenschöpfer selber, sagte er, ist beim Auszuge aus Aegypten in Trübnis versunken —"

„Woher hat er das genommen?"

„Ein Midrasch! Als die Kinder Israels das Meer überschritten und die Wasser Pharao und sein ganzes Heer ertränkten und begruben, da begannen die Engel Preislieder zu singen. Seraphim und Ophanim flogen in allen sieben Himmeln umher, mit melodischen Klängen, mit froher Kunde! Alle Sterne und Sternbilder begannen zu singen — zu tanzen! Und die Sphären. — Kannst du dir ihren Jubel vorstellen, da die Unreinheit selber versunken war? Nur der Weltschöpfer hat alle zu sich berufen und vom Throne der Herrlichkeit erscholl eine Stimme: „Geschöpfe meiner Hand ertrinken im Meer und ihr singt Jubellieder? Meine Kinder ertrinken im Meer und ihr freut euch und singt? Hat doch Pharao und sein ganzes Heer, hat doch die Kraft des Unreinen selber auch Gott geschaffen . . . Und sein Erbarmen ist über allen seinen Geschöpfen." So steht's geschrieben!"

„Gewiß," seufzt Reb Serach.

Er schweigt ein Weilchen, dann fragt er:

„Wenn es noch einen weiteren Midrasch gibt, was hat er klar gelegt?"

Reb Schachne nimmt eine ernste Miene an und erwidert:

„Erstens, Belser Narr, ist keiner verpflichtet, etwas Neues zu sagen; es gibt in der Thora nichts Früheres und Späteres . . . Das Alte ist neu, das Neue ist alt . . . Zweitens hat er uns den geheimen Sinn davon enthüllt, daß man in der Hagadah sogar die zehn Plagen in einer traurigen Sinaitonart liest, die gleichsam durchwoben ist von Trübnis. Und drittens hat er damit einen Schriftsatz erklärt: „Freue dich nicht, Israel, frohlockend wie die Völker." Niedrig, grob freue dich nicht! Du bist kein Bauer . . . Rache ist kein jüdisch Ding."

Uebersetzt aus dem Jüdischen v. Dr. Ernst Müller.

Literarisches Echo

J. L. Perez: Volkstümliche Erzählungen. Uebersetzt aus dem Jüdischen von Mathias Acher. Klein 8° 130 S. Jüdischer Verlag, Berlin, ungeb. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Aus den „Volkstümlichen Geschichten", wie aus den gleichfalls von Mathias Ascher (Dr. Nathan Birnbaum) meisterhaft übersetzten und ausgewählten „Erzählungen und Skizzen", die 1905 im Jüdischen Verlag erschienen sind, lernt man den echten Perez nicht nur kennen, sondern auch für immer lieben.

Vereins-Echo

München. Verein Bne Jehuda. Am 17. April sprach Herr Jakob Fränkel über Menasse ben Israel. 1604 zu Lissabon geboren, wanderte M. b. I. im Knabenalter mit seinen Eltern nach Holland aus, wurde in Amsterdam erzogen und in seinem 18. Lebensjahr als gewandter Redner bereits zum Rabbiner der Amsterdamer Gemeinde berufen. Menasse beherrschte die hebräische, portugiesische, spanische, englische und lateinische Sprache mit Eleganz und Gewandtheit. In zahlreichen theologisch-philosophischen und historischen Schriften, von denen der „Conciliador" (Versuch eines Ausgleichs der scheinbar sich widersprechenden Bibelstellen) seinen Ruf begründete, legte er Beweise seines umfassenden Wissens nieder. Berühmt ist auch seine lateinische Ode, eine poetische Paraphrase des 126. Psalmes. Christliche Gelehrte wie Hugo Grotius standen mit ihm in wissenschaftlichem Verkehr. Der bedeutendste Kanzelredner seiner Zeit, Pater Antonio Vieyra, besuchte mehrmals die Synagoge, um Menasses Predigten zu hören. Zur Aufbesserung seiner Verhältnisse gründete er in Amsterdam die erste hebräische Buchdruckerei. Sein Hauptverdienst liegt in seinen Bestrebungen für die Wiederaufnahme der Juden in England. Dafür war er schriftlich und auch persönlich beim Parlament und bei Cromwell tätig. Durch die „Apologie für die ehrenwerte jüdische Nation und alle Söhne Israels" des Advokaten Eduard Nickolas ermutigt, wandte er sich an den Lord-Protektor, von dem er schließlich das Gewünschte erlangte. Menasse hat leider die Früchte seiner schweren Arbeit nicht mehr erlebt. Von Cromwell in hohen Ehren und mit dem Versprechen eines lebenslänglichen Jahresgehaltes von 100 Pfund Sterling entlassen, starb Menasse auf der Rückreise in Middelburg (1657).

Der Redner erntete für seine eingehenden Auseinandersetzungen, die durch wörtliche Zitate besonderes Interesse erweckten, reichen Beifall. Der Vorsitzende hob die rege innere Teilnahme des Redners für das ersprießliche Gedeihen des Vereins hervor. M. b. E.

Regensburg. Am vergangenen Sonntag sprach Herr Jakob Reich aus München in der Zionistischen Ortsgruppe über das Thema: „Weltkrieg und Judenproblem". Seine wohldurchdachten, scharfumrissenen Ausführungen ließen aufs neue erkennen, daß das Judenproblem trotz des Krieges und der Verbrüderung aller Parteien nicht aufgehört hat, zu existieren. Im Gegenteil, das Problem ist auch dem Skeptiker jetzt klarer erkennbar durch die offizielle Anerkennung des jüdischen Volkstums in Polen. Durch die Umwälzungen im Orient sind auch dort neue Probleme geschaffen worden und der Zionismus wird dort nicht zuletzt neue Bahnen finden. Der Vortrag wurde durch Tatsachenbelege erläutert und gab allen Anwesenden Anregung zu erneutem Nachdenken über das dem Vortrag zugrunde liegende Problem. Propagandistisch zugunsten der zionistischen Bewegung hatte jedoch der Vortrag nicht minderen Erfolg. Die Ortsgruppe konnte neue Mitglieder aufnehmen, andere erklärten sich bereit, vorerst einmal N. F.-Büchsen bei sich aufstellen zu lassen, auch konnte eine größere Geldsumme dem zionistischen Hilfswerk zugeführt werden. Dr. P. W-O.

Anzeigen-Echo

München. Wanderbund „Blau-Weiß". Für Mädchen: 25. 4.: 1. und 2. Zug 7.45 Uhr. Starnberger Bahnhof. Pasing-Bruck. 55 Pf. 3. Zug. 8.30 Uhr. Sendlingertorplatz-Mühltal. 45 Pf. Für Buben: 1. und 2. Zug 1.30 Uhr. Stieglmaierplatz-Moosach. 5 Pf.

München. Verein Bne Jehuda. Samstag, 24. April, Vortrag des Herrn cand. phil. et hist. Leo Glück über Josephus Flavius. Abends 9 Uhr im Hotel Reichshof. Gäste herzlich willkommen. Sonntag, 2. Mai (Lag Beomer), nachmittags voraussichtlich: Ein literarisches Jugendgericht (nach den „Jüdinnen" von Max Brod).

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4. — Verantwortlich für die Redaktion: Norbert Weldler, München-Solln, Erikastr. 6, für den Anzeigenteil: i. V.: N. Weldler, München-Solln.